



Hans Joachim Neidhardt

Über dem Nebelmeer

Lebenserinnerungen

Für meine Kinder Uta und Mathis
und meine Enkel Valentin, Henriette, Nikolaus,
Konrad und Augustin

Hans Joachim Neidhardt

Über dem Nebelmeer
Lebenserinnerungen

SANDSTEIN

Vorbemerkung

Jene Zeitsekunde, während der wir im Strom der Jahrtausenden ein Stück mitschwimmen dürfen, haben wir uns nicht gewählt. »Denn ein Gott hat jedem seine Bahn vorgezeichnet« (Goethe). Das zielt auf die Schicksalhaftigkeit unseres Geworfenseins in Zeit und Raum. Wir können uns Ort, Umstände und Zeitpunkt unserer Geburt nicht aussuchen.

War auch meine frühe Kindheit in der Weimarer Republik durchaus behütet und unbeschwert, so wurde sie doch mit Beginn der braunen Diktatur in wachsendem Maße belastet und eingebunden in zwanghafte gesellschaftliche Strukturen und Entwicklungen, aus denen es kein Entkommen gab. Als ich vierzehn Jahre alt war, begann der Zweite Weltkrieg, der mit mörderischer Brutalität das Leben von Millionen Menschen bestimmte oder sogar auslöschte. Niemand in Deutschland konnte sich aus der Katastrophe heraushalten. Ich entkam ihr, durch eine Gewehrkugel schwer verwundet und körperlich auf Dauer geschädigt. Nach Kriegsende folgten die Jahre des Hungerns und andauernder schwerer Krankheit. Ich fiel zu Boden und stand wieder auf, fiel erneut und erhab mich wieder.

Und es kam über uns die neue Unfreiheit der roten Diktatur, die wir nicht gewählt hatten. Doch will ich nicht vergessen, dass ich der Solidargemeinschaft, die auch eine Seite dieser »Sozialistischen Ordnung« war, manches Gute verdanke, wie meine lang dauernde ärztliche Behandlung und Pflege in Krankenhäusern und Heilstätten, aber auch Hochschul- und Universitätsstudium, das dem völlig Mittellosen ermöglichte, Bildung zu erwerben. Andererseits blieb mir in jener Gesellschaft versagt, was man eine Karriere nennt, weil ich ihr Credo nicht annehmen konnte. Dennoch: Es waren wertvolle Lebensjahre, die trotz aller Beschränkung sinnvoll gefüllt werden wollten. Und es gab Freuden, auch in Leidenszeiten. Ich empfing sie dankbar – die Schönheiten der Schöpfung in der Natur und der Werke menschlicher Kreativität, die Wunder der Töne und der Farben, die Gaben des Lesens, des Lernendürfens und des eigenen Gestaltenkönnens –, denn die Sonne schien auch im Osten.

Nach 1960 war die Zeit persönlicher Heimsuchungen vorüber. Es folgten Jahre gesundheitlicher Konsolidierung. Die Jahrzehnte meiner Lebensmitte waren eine Zeit der Bewährung im Käfig DDR zwischen der selbst verordneten Verpflichtung im Dienst der Kunstvermittlung und der Verweigerung ideologischer Unterwerfung. Dienstreisen mit Kunstwerken oder ganzen Ausstellungen boten Möglichkeiten der Kontaktplege mit der »Freien Welt«.

Seit der internationalen Öffnung der DDR nach der Helsinki-Konferenz 1975 wurden Kunstwerke und Künstler zu Botschaftern des Friedens und der Verständigung. Das kulturelle Erbe von Jahrhunderten, das wir zu bewahren hatten, war ein unteilbar europäisches. So wurde Kulturaustausch zwischen Ost und West für mich zum politischen Bekenntnis: Das abgetrennte Stück Deutschland zwischen Dresden, Erfurt und Stralsund mit seiner Geschichte und Kultur gehörte zu diesem Europa. Waren wir auch

gezwungen, in dieser DDR eingeschränkt zu leben, so war es doch möglich, auch hier ein sinnvolles, verantwortungsvolles Leben zu führen. Es konnte erfülltes Leben sein.

Als uns aber die »Friedliche Revolution« 1989 die ersehnte Freiheit brachte, als die trennenden Mauern fielen, als wieder zusammenwachsen durfte, was zusammengehörte, da waren endlich auch wir in Europa angekommen.

H. J. N.

Teil I

Und stand wieder auf Die frühen Jahre

Indem wir auf unser Leben zurücksehen und es in Gedanken rekapitulieren, so genießen wir es zum zweyten male, und indem wir es aufzeichnen bereiten wir uns ein neues Leben in und mit andern.

Johann Wolfgang von Goethe

Der Mensch lebt nicht nur sein persönliches Leben als Einzelwesen, sondern bewußt oder unbewußt auch das seiner Epoche und Zeitgenossenschaft.

Thomas Mann

Aufziehende Gewitter

Ich wusste nun, dass ein Mensch nicht fremd sein kann auf seinen Wegen, weil die Spur seiner Geleise hinter ihm herläuft, rückwärts bis zu dem Beginn seiner Kindheitsträume. Daß das Sichtbare sich wandelt, aber niemals das Unsichtbare, und daß das Kind uns niemals verstößt, aus dem wir aufgewachsen sind.

Ernst Wiechert, *Wälder und Menschen*

Wie die Zeiten waren

Als ich an einem kalten Wintertag des noch jungen Jahres 1925 in Gohlis, einem der nördlichen Vororte von Leipzig, das Licht der Welt erblickte, war diese keineswegs in Ordnung. Deutschland lag sieben Jahre nach dem verlustreichen, verlorenen Ersten Weltkrieg am Boden. Im Freistaat Sachsen, dem industriellen Kernland des Deutschen Reiches, hatte eine von den Sozialdemokraten geführte Koalitionsregierung das Sagen. In jenem Jahr schrieben die Siegermächte die im Friedensvertrag von Versailles diktierten engeren Grenzen im Pakt von Locarno fest. Die Unterschriften aller am Krieg beteiligten Mächte schufen aber auch die Grundlage für ein neues, gleichberechtigtes Miteinander der europäischen Staaten. Für das verarmte Deutschland begann mit dem Zufluss amerikanischen Kapitals nach jahrelanger Wirtschaftskrise eine Phase wirtschaftlicher Erholung.

Stefan Zweig sah in dem knappen Jahrzehnt zwischen 1924 und 1933 »trotz allem [...] eine Pause in der Aufeinanderfolge von Katastrophen«. Gleichzeitig mit dem Wirtschaftsaufschwung begannen jene Jahre, die man später die »Golden Twenties« genannt hat. Ihr Symbol war der Charleston, ein amerikanischer Modetanz, dem sich die jungen Leute beineverrenkend und mit Leidenschaft hingaben. Wirklich »golden« war diese Zeit freilich nur für Wenige.

Diese hoffnungsvollen Aspekte sollten sich indessen alsbald als Täuschung herausstellen. Rückschauend registriere ich sechs Wochen nach meinem unmaßgeblichen Erscheinen in der Nordgohliser Nachkriegsszene zwei verhängnisvolle Ereignisse, die das deutsche Volk in die größte Katastrophe seiner Geschichte führen sollten: Am 27. Februar 1923 gründete in einem Hinterzimmer des Münchner Bürgerbräukellers Adolf Hitler die 1923 schon einmal verbotene Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei neu. Auf einem Zeitungsfoto sieht man den späteren Diktator in dunklem Anzug mit weißem Hemd und Krawatte vor Hakenkreuzfahnen und -standarten stehend, umgeben von seinen Getreuen, darunter die Judenhasser und -mörder Himmler und Strasser, bei einer seiner ekstatischen Reden.

Danach zeigte er sich seinen zahlreichen Sympathisanten. »Als Hitler erscheint, umjubeln ihn die Anhänger [...]\«, heißt es in einem Pressebericht.

Einen Tag später stirbt Friedrich Ebert, der verdienstvolle erste Präsident der Weimarer Republik. Die französische Zeitung »Tempo« kommentierte, Ebert sei der letzte Wall der Republik gegen den Ansturm der Nationalisten gewesen, der Deutschland erneut in eine Politik der Abenteuer hineinzutreiben drohe. Sein Tod könne für die künftige Entwicklung in Europa sehr ernste Folgen haben. Wie recht der Kommentator hatte, zeigte sich schon drei Monate danach bei der Neuwahl des Reichspräsidenten. Die Deutschen entschieden sich für den alten kaiserlichen Schlachtenlenker des Ersten Weltkriegs Generalfeldmarschall von Hindenburg. Das war kein Signal zur Versöhnung und friedlichen Nachbarschaft.

Die Neidhardts

Leipzig, der alte Handels- und Messeplatz, war damals nach Berlin, Hamburg, Köln und München die fünftgrößte Stadt des Deutschen Reiches. Der Vorort Gohlis, ursprünglich ein Bauerndorf am Rande des idyllischen Rosentals, war erst 1890 der wachsenden Großstadt eingemeindet worden. Hier ließen sich etwa ein Jahrzehnt später meine Eltern an seiner nördlichen Grenze nieder. Der hoch gelegene Stadtteil hatte damals bereits 20 000 Einwohner und galt als sauber, freundlich und – vornehm. Dieses letzte Attribut beruhte wohl auf der Tatsache, dass seit den Gründerjahren mit Vorliebe auch wohlhabende Kaufleute, Verleger und Universitätsprofessoren in dem industriearmen Vorstadtviertel Wohnung nahmen.

Was den 22-jährigen ungelernten Arbeiter Otto Neidhardt zusammen mit seiner drei Jahre jüngeren Braut Hedwig Starke im Jahre 1902 veranlasst hat, aus dem thüringischen Residenzstädtchen Gera in die aufstrebende sächsische Industrie- und Handelsmetropole zu ziehen, kann man nur vermuten. Wahrscheinlich haben die besseren Existenzbedingungen eine Rolle gespielt. Auch erwartete das junge Fräulein Starke ein Kind von ihm, und man war noch nicht verheiratet. Das war in einer Kleinstadt damals höchst anrüchig. Da hatte wohl ihr älterer Bruder Werner, der bereits in Gohlis lebte, zur Übersiedlung geraten.

Otto hatte eine schwere Jugend gehabt. Er war als uneheliches Kind zur Welt gekommen und war gerade mal zehn Jahre alt, als seine Mutter starb. Der Vater, ein Herr Lobenstein, hatte die beiden sitzen lassen und war nach Russland entwichen, wo er später in Odessa geheiratet und Thüringer Bier gebraut haben soll.

Hedwig stammte aus einer soliden Familie von Bauhandwerkern. Ihr Vater war Maurer, ihr Großvater Zimmermann gewesen. Alle hatten in der Umgebung von Greiz und Gera gelebt. Des Vaters Vorfahren aber kamen aus Münchenbernsdorf, einem Ort 30 km südlich von Schleiz. Die in dieser Landschaft heute vorhandene Konzentration evangelischer Familien unseres Namens scheint zurückzugehen auf eine Gruppe von Exulanen, die unter dem Druck der Gegenreformation Ende des 16. Jahrhunderts Oberöster-

reich verlassen und in Schleiz, das zu den lutherisch-kursächsischen Landen gehörte, Zuflucht gefunden hatte. Was die weitere Ausbreitung der Neidhardts nach Sachsen betrifft, so soll im Leipziger Adressbuch von 1905 noch keine zweite Familie des Namens verzeichnet gewesen sein.

Nein, ich war sicher nicht, was man ein Wunschkind nennt. Das Elternhaus, in dem ich nach neunzehnjähriger Geburtenpause erschien, geriet durch mich in nicht geringem Maße in Verlegenheit. Es heißt, dass meine Mutter meinem Vater ziemlich böse gewesen sein soll über die von ihm verursachte Aufregung. Meine ungeplante Ankunft war ihr ein wenig peinlich gegenüber den schon erwachsenen Kindern und den Nachbarn. Niemand hatte damit gerechnet, dass sie so spät noch einmal schwanger werden würde. Meine drei Geschwister waren rund zwanzig Jahre älter als ich. Dennoch war mein Debut im Hause Treitschkestraße 22 offenbar von vorwiegend freudigen Emotionen begleitet. Freilich soll es auch misstrauisch tuschelnde Nachbarn gegeben haben, die es meiner Kinderwagen schiebende Mutter nicht abnehmen wollten, dass das plärrende Bündel in dem hochrädrigen Gefährt ihr eigener Nachzügler sei. Sie vermuteten vielmehr, ich sei das uneheliche Kind meiner 19-jährigen Schwester Ilse.

Treitschkestraße

Die Familie, in die ich da, sozusagen versehentlich, geraten war, gehörte nicht zu den besserverdienenden und war nicht mit Glücksgütern gesegnet. Der Vater arbeitete als angelernter Monteur bei einer Gohliser Fabrik für mechanische Musikinstrumente wie elektrische Klaviere und Konzert-Orchester. Leipzig war damals ein berühmtes Produktionszentrum solcher Musikapparate, die man in alle Welt exportierte. Im Auslandsdienst, der ihn bis nach Russland und Kleinasien geführt hatte, war Otto vor dem Ersten Weltkrieg ganz gut gefahren, aber in den zwanziger Jahren wurde er, wie Millionen anderer Männer, infolge des Konkurses seiner Firma in der globalen Wirtschaftskrise arbeitslos.

Meine drei Geschwister hatten, sobald sie das vierzehnte Lebensjahr erreichten, schnellstens einen Beruf erlernen müssen, um Geld zu verdienen. Auch meine Mutter ging schon während der Kriegsjahre 1914 bis 1918 und vor allem in den schlechten Zeiten danach zu gutsituierter Familien in Gohlis arbeiten, um mit Putzen und Wäscheswaschen die schwächernde Haushaltsskasse durch ein paar zusätzliche Mark aufzubessern. Als junge Frau war sie eine schlanke, dunkelhaarige Schönheit gewesen. Ich aber kannte sie nur als früh gealterte Frau im Zustand ständig gehetzter, aufgerigter Betriebsamkeit.

Der Vater dagegen war von ruhiger Natur. Er besaß musiche Interessen, die zu pflegen ihm seine Arbeitslosigkeit Gelegenheit bot. Musikalisch hochbegabt, spielte er Klavier. Ohne Noten lesen zu können, griff er die Akkorde aus dem Gedächtnis. Und er konnte wunderbar improvisieren und fantasieren. Dazu war er ein talentierter Schauspieler und Rezitator. Das Forum, das seinen künstlerischen Fähigkeiten Entfaltung bot, hieß »Vorwärts«

und war ein gemeinnütziger Bildungsverein für kulturbeflissene Gohliser Bürger. Hier pflegte man den Chorgesang, spielte Theater und veranstaltete Vortragsreihen. Mein Vater war überall organisierend und agierend dabei.

Viele Stunden jede Woche widmete er der Ordnung und Pflege der vereinseigenen Leihbücherei, die in Räumen der »Concordia-Festsäle« in Untergohlis untergebracht war. Dorthin nahm der Vater mich kleinen Jungen öfters mit, wo ich mit Staunen die vielen Bücher in den hohen Regalen bewunderte, in denen ich, besonders wenn sie bebildert waren, gern blätterte.

Alljährlich am Himmelfahrtstag zog eine bunte Vereinstruppe bei Ziehharmonika- und Gitarrenklang durch das grünende Rosenthal und die Elsteraue hinaus zu einem Landgasthof in dem Dorf Hänichen, wo es bei Kaffee und Kuchen, Bier und Schnaps fröhlich zuging. Im Sommer gab es stets ein großes Heimatfest mit Kinderveranstaltungen und Schlussfeuerwerk. Stolz war ich, wenn ich als Lützower Jäger mit geschulterter Muskete



Der Vierjährige mit Vater Otto

oder als kleiner Biedermeierkavalier im Festzug mitmarschieren durfte, dem der Vater als indischer Maharadschah auf einem vom Zoo ausgeliehenen Kamel voranritt.

Im Übrigen lebten wir damals, Anfang der dreißiger Jahre in Obergohlis noch recht geruhsam. Von den politischen Turbulenzen nahm ich als sechsjähriges Kind überhaupt nichts wahr. Das Haus, in dem wir zur Miete wohnten, gehörte einem Wohnungsbauverein, welcher um 1910 seine neuen Häuserblöcke auf billigem Bauland am Stadtrand errichtet hatte. Und tatsächlich begann hinter der Planitzstraße, zweihundert Meter von unserem Wohnhaus entfernt, schon das freie Feld.

Gegenüber unserer Häuserzeile lag hinter hohen Mauern ein Kasernenareal aus gelben Backsteinen, das bis zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht 1936 leer stand. Auf der basaltgepflasterten Straße ratterte ab und zu ein Pferdefuhrwerk, seltener ein Automobil vorüber. Die fünf gleichartigen Häuser dieses Bauvereins waren rückseitig durch einen mit Ziegeln gepflasterten Hof verbunden, welcher der fröhlichen Kommunikation der hier lebenden Kinder zustattenkam. Auch ein Spielgarten mit Sandkasten gehörte zu der familienfreundlichen Anlage. So lebten wir trotz städtischer Miethausblockstruktur in behüteter Abgeschlossenheit und vergnügten uns mit den harmlosen Freuden, die der Kreislauf des Jahres bot; im Frühling sammelten wir Maikäfer in Zigarrenkistchen, im Herbst die braun glänzenden Kastanien. An heißen Sommertagen liefen wir barfuß eine Stunde bis zum Wackerbad und im Winter mit unseren Rodelschlitten zum Scherbelberg im nahen Stadtwäldchen Rosental, der einzigen nennenswerten Bodenerhebung im Stadtgebiet. Der hätte eigentlich »Scherbenberg« heißen müssen, denn die Leipziger hatten ihn aus ihren Abfällen aufgeschüttet und begrünt.

Alljährlich Anfang Oktober gab es für die Kinder ein besonderes Fest, den sogenannten »Tauchscher«. Das war so etwas wie Kinderfasching, nur ein wenig martialischer. Der Name hing auf uns unbekannte Weise mit dem Städtchen Taucha nordöstlich von Leipzig zusammen. In Gohlis herrschte dann Ausnahmezustand. Wir Jungen zogen als kakao-getönte Indianer oder von Old Shatterhand inspirierte Trapper in Horden durch die Straßen, knallten mit unseren blechernen Zündhütchenrevolvern und erschreckten die Mädchen mit Knallerbsen. Waren wir dann durch Bandenkämpfe und Verfolgungsjagden hungrig, erbettelten wir uns beim Fleischer Otto eine Handvoll Wurstzipfel oder beim Bäcker Kiel eine Tüte Kuchenränder.

Obwohl es mir trotz der bescheidenen familiären Verhältnisse an Nahrung, Kleidung und Frischluft durchaus nicht fehlte, war ich immer recht mager und blaß. Luftwechsel, meinte der alte Hausarzt Doktor Rüts, würde mir guttun. Und so schickte man mich mehrmals zwecks Gewichtszunahme und Stabilisierung meines physischen Zustands in Kindererholungsheime; einmal in die sächsische Oberlausitz, ein andermal bei strengem Winterfrost auf die ferne Insel Norderney und später, als ich schon zur Schule ging, in das Ostseebad Graal-Müritz. Den stärksten Eindruck hinterließ indessen ein Landaufenthalt in einem vogtländischen Dorf namens Hammerbrücke,

Ein Neuer Anfang

Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
in andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Hermann Hesse, *Stufen*

Kunsthistorisches Institut

Mühsam begann ich, die ganz unbeholfene linke Hand zu gebrauchen. Mit dieser Linken allein musste ich mein künftiges Leben aufbauen und meistern. Sobald ich wieder laufen konnte, betrieb ich beim Rektorat der Kunsthochschule und beim Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität meinen Hochschulwechsel und fand überall Verständnis für meinen Wunsch.

Es muss im April oder Mai 1955 gewesen sein, als ich von Professor Heinz Ladendorf, dem Ordinarius und Direktor des Kunsthistorischen Instituts in Leipzig, zu einem Eignungsgespräch gebeten wurde. Zwar hatte ich mir einige kunstgeschichtliche Grundkenntnisse angelesen, betrat aber doch mit klopfendem Herzen die weite Treppenhalle der ehrwürdigen alten Universität am Karl-Marx-Platz. Die Bomben hatten 1943 den schönen, spätklassizistischen Bau stark beschädigt, jedoch nicht zerstört. Ulbricht würde ihn samt der gotischen Universitätskirche später sprengen, um dort dafür »sozialistische Großbauten« aufrichten zu lassen.

Die Räume des Kunsthistorischen Instituts lagen im ersten Stock. Ladendorfs Zimmer befand sich am Ende eines langen Ganges, der bis zur Decke mit Büchern vollgestellt war. Quer stehende Regale teilten ihn in Kabinette, in denen Arbeitstische für Studenten standen.

Ladendorf, ein langer, schlanker Mensch leptosomen Typs, begrüßte mich stehend und reichte mir seine linke Hand, da ich ihm meine Linke hingestreckt hatte. Ich registrierte solch aufmerksames Eingehen auf meinen eingeschränkten Zustand mit Verwunderung. Er hatte offenbar einen Augenfehler und schien mit seinem leichten Silberblick immer ein wenig an mir vorbeizuschauen. Im Gespräch gab er sich kühl distanziert und stellte mir einige Wissenslestfragen. Später erfuhr ich, dass man mich an dem damals noch bürgerlich-konservativ geprägten Institut für einen »Roten« hielt, vielleicht, weil ich von der als marxistisch dominiert geltenden Hochschule für Grafik und Buchkunst kam. Dennoch war Ladendorf bereit, mich unter Anrechnung der dortigen Studienjahre sogleich ins dritte Semester aufzunehmen. Bedingung aber war die Auflage, gleichzeitig einen Sprachkurs in Latein zu belegen. Ohne Latinum ließ er niemanden zum Staatsexamen zu. Auch wurde von mir erwartet, dass ich neben Englisch und Russisch eine dritte Fremdsprache erlerne.

Bevor ich jedoch mein neues Studium beginnen konnte, war noch manches für meine nun ganz veränderte Lebenslage Wichtiges zu ordnen.

In der Gohliser Wohnung meiner Mutter gab es ein kleines Zimmer, das ich nach meiner Entlassung aus der Klinik beziehen konnte. So lebten wir nun wieder zusammen, und meine hochbetagte Mutter wusch und kochte für mich wie in alten Zeiten.

Der von den Umständen erzwungene Wechsel meiner Studienrichtung vom Bilden zum Schreiben fiel mir nicht allzu schwer, da ich von früher Jugend an stets geschwankt hatte, welcher meiner Anlagen ich folgen sollte. Nun waren die Weichen gestellt, und ich ging mit Begeisterung für das bewusst gewählte Fach an die Arbeit. Freilich war es durchaus ungewiss, wie lange der Zustand relativer gesundheitlicher Stabilität diesmal vorhalten würde. Die Ärzte hatten es an Mahnungen zur Schonung und zu vorsichtigem Umgang mit meiner fragilen Kondition nicht fehlen lassen. So musste ich stets sofort nach den Lehrveranstaltungen nach Hause fahren und mich hinlegen. Da blieb kein Freiraum fürs Hospitieren bei anderen Fächern und Fakultäten, wenngleich ich das brennend gern getan hätte. Konnte man doch noch während der fünfziger Jahre an der Alma Mater Lipsiensis bedeutende Gelehrte wie den Germanisten Hans Mayer, den Philosophen Ernst Bloch, den Romanisten Werner Krauss und den Historiker Walter Markov erleben, die den Mut hatten, sich nicht der Parteidoktrin der SED zu unterwerfen.

Den Besuch ihrer Vorlesungen musste ich mir verbieten. Auch blieben weder Zeit noch Kraft für die Teilnahme an studentischer Geselligkeit und Kontaktpflege mit den Kommilitonen und den jungen Damen, die alle viel jünger waren als ich. Für mich war es eine Existenzfrage, dass ich mich »vernünftig« verhielt, um zu überleben und mein Hauptziel, den Studienabschluss, zu erreichen. Alles andere war zweitrangig.

Das Leipziger Kunsthistorische Institut hat eine lange, ruhmvolle Geschichte. Gelehrte von Weltrang wie Anton Springer, August Schmarsow, Theodor Hetzer, Wilhelm Pinder und Hermann Beenken hatten hier gelehrt, und etwas vom Geist dieser großen Denker war damals immer noch lebendig. Den Professoren Ladendorf und Jahn gelang es noch einige Zeit, das traditionelle Niveau des Instituts aufrecht zu erhalten und vor den ideo-logischen Gleichschaltungsversuchen der kommunistischen Hochschulpolitik zu bewahren.

Die Vorlesungen fanden im großen Hörsaal 11 statt. Wenn Ladendorf, der eloquente Synthetiker, in seinem dunkelblauen Anzug erschien – es war jahrelang stets derselbe – und über italienische Barockarchitektur las, war das Auditorium meist brechend voll. Seine durch eingeschobene Relativkonstruktionen oft ellenlangen Sätze kamen erstaunlicherweise am Ende stets zum korrekten Schluss. Seine mit termini technici gespickten Wortkaskaden, seine großen Gedankenbögen waren beeindruckend, ließen aber den Anfänger im verdunkelten Hörsaal mitunter ziemlich rat- und mutlos zurück. An Mitschreiben war da für mich ohnehin nicht zu denken. So wurde mir bald die auf nüchterner Faktendarbietung beruhende Methode des Professors Johannes Jahn sympathisch, zumal sie durch ein gepflegtes Deutsch vermittelt wurde. Von ihm lernte ich ganz nebenbei den verantwortlichen Umgang mit der Sprache. Er lehrte uns, ohne esoterisches Wortgeklirr und unter Verzicht auf einen hochgestochenen, fremdwörterge-spickten Fachjargon Wesentliches allgemeinverständlich zu sagen.

Jahn hatte zwar nicht die Körpergröße Ladendorfs, war aber mit seinem damals schon weißen Haar und der fast militärisch aufrechten Haltung eine imponierende Persönlichkeit. Mich beeindruckte die Bedachtsamkeit und Präzision seiner Formulierungen, die Klarheit und Transparenz seiner Gedankengänge, die Universalität seines Wissens, das er jederzeit parat hatte. Er dachte und redete aus der Fülle seiner humanistischen Bildung heraus. Seinen »Faust« kannte er wie kein Zweiter, und bei Gelegenheit zitierte er daraus lange Passagen aus dem Gedächtnis. So etwa die schönen Verse, in denen die tiefe Freude des Gelehrten aufscheint, der in vergangene Zeiten eintaucht: »Da werden Winternächte hold und schön, ein seelig Leben wärmet alle Glieder, und ach – entrollst du erst ein würdig Pergamen, so steigt der ganze Himmel zu dir nieder.«

Im Nebenfach hörte ich Archäologie bei Herbert Koch, was allerdings kein gliederwärmendes Vergnügen war. Koch war ein gebrechlicher Greis, der mit hoher, brüchiger, monotoner Stimme sprach. Das klapprige Männlein wurde zu Beginn der Vorlesung von seiner rüstigen, viel jüngeren Frau, der sogenannten Köchin, in den Hörsaal geführt und auf das Katheder gesetzt. Als Koch endlich emeritiert wurde, übernahm sie, jetzt gleichfalls zum Professor ernannt, ihres Mannes Lehrstuhl. Die Köchin war zwar akustisch gut zu verstehen, doch auch ihr Kolleg brachte mir keine wesentliche Erhellung des schönen Altertums. Frönte sie doch der Unsitte, in einer Vorlesung zahllose Diapositive ohne didaktisches Konzept zu zeigen und dazu eine Flut von Fakten und Daten über uns auszuschütten. Von pädagogisch kluger Stoffvermittlung hatte die freundliche Walküre keine Ahnung. Was ich mir später an archäologischem Grundwissen aneignete, verdanke ich ausschließlich dem Selbststudium der Literatur.

Allerdings besuchte ich nach Möglichkeit die Abende der Evangelischen Studentengemeinde. Ihr Pfarrer Dr. Siegfried Schmutzler war ein schlanker, gutaussehender Intellektuelltyp mit Goldrandbrille, welcher der dümmlich-primitiven Atheismuspropaganda der FDJ-Hochschulgruppe mit geistiger und argumentativer Überlegenheit begegnen konnte. Er und die Gemeinde hatten mir in meiner schlimmsten Krankheitszeit tatkräftig geholfen. So hatten sie mich in meiner Not nicht allein finanziell unterstützt, sondern mir auch das für mich überlebenswichtige Streptomycin aus Westberlin besorgt. Ich hatte meinerseits mit Hilfe meiner Zschadraßer Freunde noch vom Krankenbett aus einen Missionierungsabend in der Heilstätte organisiert, den Schmutzler und Hans Grüss mit dem Chor der Studentengemeinde besritten. Dass der staatliche Kulturleiter dazu die Genehmigung erteilt hatte, grenzte fast an ein Wunder.

Nach jedem Studienjahr war während der Sommermonate ein vierwöchiges Berufspraktikum zu absolvieren. Ich meldete mich für das Lindenau-Museum im ostthüringischen Altenburg, dem Hanns-Conon von der Gabelentz vorstand. Der Nazigegner und Retter verfolgter Juden aus altem thüringischem Adelsgeschlecht war eine imponierende Gestalt. Irgendwie hatte er es geschafft, auch unter der Arbeiter- und Bauernmacht im Amt zu bleiben. Er schimpfte täglich über die Dummheit und Borniertheit der ihm vorgesetzten örtlichen Funktionäre, die er in lautstark geführten Telefongesprächen abzukanzeln pflegte.

Bei diesem leidenschaftlichen Sammler, Kunstmäzen und Museumsmann machte ich im Juli 1956 meine ersten Berufserfahrungen. Die kleine, reizvolle Residenz mit dem herzoglichen Schloss und den malerischen Winkeln war mir sympathisch, und das schön an einem Park gelegene Museum erwies sich als Schatzkammer überraschender Reichtümer. Den Grundstock der Sammlungen bildete die großherzige Stiftung des kunstsinigen sächsischen Staatsministers, dessen Namen sie trägt und der hier seinen Familienstammsitz hatte: Bernhard von Lindenau's Sammeltätigkeit war gezielt auf bestimmte Gebiete gerichtet gewesen. Da gab es neben einer Kollektion von Gipsabgüssen antiker Bildwerke eine Abteilung griechischer und etruskischer Vasen. Von höchstem Rang aber waren die 120 Gemälde der italienischen Frührenaissance, die dem Altenburger Museum bei den Kennern bis heute Berühmtheit verschaffen.

Nach dem vierwöchigen Berufspraktikum wartete eine Reise nach Westdeutschland auf mich. Ich sah ihr mit großer Spannung entgegen, denn es würde meine erste Westreise überhaupt sein. Anlass war eine Besuchseinladung der Evangelischen Studentengemeinde Saarbrücken für zwei Angehörige der Leipziger Patengemeinde. Mit meinem Partner, einem Orientalistikstudenten, hatte ich eine Reiseroute ausgearbeitet, die uns möglichst viele Kunst- und Bildungserlebnisse ermöglichen sollte. So fuhren wir im Interzonenzug mit vielen Unterbrechungen über Kassel, Marburg, Limburg an der Lahn, Wetzlar, Frankfurt, Mainz und Trier und ließen uns keinen Dom, kein Schloss, kein Museum entgehen.

Staunend durchquerten wir die im Glanze des Wirtschaftswunders erstrahlende Bundesrepublik und kamen am Ende völlig erschöpft in Saarbrücken an, wo wir in einem Kloster Quartier bezogen. Mir ist nicht mehr erinnerlich, was wir dort eigentlich getan haben. Nur eins weiß ich noch – dass es mir furchtbar elend ging und dass ich wieder Spuren von Blut entdeckte, wo keines hingehörte. Ich hatte mir offensichtlich mit dieser Reise zu viel zugemutet.

Zauberberg V

Auf schnellstem Weg waren wir nach Leipzig zurückgekehrt. Der neue Untersuchungsbefund bestätigte meine Befürchtung: Ein frischer Herd hatte sich in der rechten Lunge gebildet. Wieder musste ich mein Studium abbrechen und mich, wie schon gewohnt, in die horizontale Lage begeben. Den ganzen September wartete ich auf meine Heilstätteneinweisung. Dieser böse Rückfall – es war der vierte – stürzte mich erneut in eine tiefe Depression. Ich sah mich in den Fängen eines zynischen Dämons, der mich immer wieder zu Boden schlug, sobald ich nur den Kopf ein wenig hob. Nach Lage der Dinge schien es für mich nun wirklich das Beste zu sein, alle Versuche, etwas Sinnvolles, Zielgerichtetes zu tun, ganz aufzugeben und den Rest meiner Tage im Wechsel von Krankheit und Rehabilitation, versorgt mit meiner kleinen Invalidenrente, vorwiegend liegend zuzubringen.

Die Leipziger Lenkungszentrale hatte mich diesmal in das Tuberkulose-Kurheim Schönau eingewiesen. Das befand sich in der sogenannten Sack'schen Villa, einem enteigneten »Kapitalisten-Grundstück« an Leipzigs westlichem

Stadtrand, direkt an der Alten Salzstraße des Reiches. Sie lag sehr schön in einem großen, jetzt herbstlich gefärbten Park. Was mich dort erwartete, war ein Schlafsaal mit zehn Betten. Junge Burschen droschen allabendlich bei Radiogetöse bis Mitternacht ihren Skat und trieben mich fast zur Verzweiflung. Ärztlicherseits geschah nichts mit mir. Man setzte hier offenbar ausschließlich auf die konservative Methode mit täglich achtstündiger Liegekur im Freien.

Bald wurde mir klar, dass ich auf einem Abstellgleis gelandet war, und dass ich diesen Trott nicht noch einmal acht oder zehn Monate lang würde aushalten können. Nach der ersten Phase völliger Entmutigung raffte ich mich auf und entschloss mich, selbst etwas zu tun. Immerhin hatte ich ja jetzt trotz allem ein Ziel. Ein Weg war beschritten, und den musste ich um jeden Preis weitergehen. Es war der Strohhalm, an den ich mich klammerte. Ich durfte nicht aufgeben, musste irgendwie an meinem Studium dranbleiben. Die geöffnete Tür durfte ich nicht wieder zuschlagen lassen.

Als ein Türspalt zur Zukunft erschien mir da Dr. Lindners Lateinkurs, den ich im letzten Semester belegt hatte. Wenigstens hier wollte ich den Anschluss nicht verpassen, durfte den Lernfaden nicht verlieren. Ich konnte ja im Liegen lernen. Lindners Unterricht fand dienstags von zwei bis vier Uhr nachmittags statt. Um diese Zeit herrschte in den Liegehallen im Park strenge Schweigekur. Auf meinem Liegestuhl versteckte ich Zivilkleidung. Allwöchentlich an jenem Tag während der Mittagszeit – die anderen befanden sich noch im Speisesaal – schlüpfte ich aus meinem gestreiften Krankenanzug und zog meine eigenen Sachen an. Halb zwei saß ich in der Straßenbahn Richtung Innenstadt, um zwei in Lindners Kurs, der von meiner bedenklichen Schattenexistenz nichts ahnte.

Eines Tages Ende November – im Park zu Schönau war es nasskalt und neblig – fasste ich einen Entschluss: Ich durfte hier nicht länger bleiben, musste mich um jeden Preis aus dieser Falle befreien. Heimlich stahl ich mich aus dem Kurheim und fuhr in die Innenstadt zur Universitätsklinik, deren Ärzte mich zwei Jahre zuvor über längere Zeit betreut hatten. Dort hatte ich ein Gespräch mit dem noch vertrauten TBC-Stationsarzt Dr. Balamides und bat ihn um Hilfe. Der verstand meine traurige Lage sofort und versprach mir, mich wieder in die Klinik zu holen.

Zehn Tage später lag ich auf seiner Station und bekam Streptomycin gespritzt. Hier befand ich mich in vertrauter, freundlicher Umgebung. Ärzte und Schwestern kannten mich, und unter den Mitpatienten fanden sich sympathische Menschen wie der Bibliothekar (und spätere Direktor der Deutschen Bücherei) Gottfried Rost, mit dem ich bis zu seinem frühen Tod freundschaftlich verbunden blieb. Zur wöchentlichen Lateinstunde konnte ich nun zu Fuß gehen.

Schon nach wenigen Wochen zeigte das Röntgenbild eine deutliche Rückbildung des Krankheitsprozesses, und bereits im Januar wurde ich als geheilt entlassen. Eine vierwöchige Festigungskur in einem kirchlichen Heim zu Oberbärenburg im tiefverschneiten Osterzgebirge brachte mich wieder vollends auf die Beine, sodass ich im Frühjahr 1957 mein Studium fortsetzen konnte.

Studium mit Turbulenzen

Seit Herbst 1956 hatte sich die politische Situation in der DDR erneut verschärft. Während ich im Oktober in der Sack'schen Villa gelegen hatte, war in Ungarn ein Volksaufstand gegen die rote Diktatur ausgebrochen und von der Sowjetarmee brutal niedergeschlagen worden. Auch das Ulbricht-Regime war längst zur Repression und Verfolgung aller Andersdenkenden zurückgekehrt, diesmal besonders an den Universitäten und Hochschulen. Im Frühjahr 1957 startete die Staatspartei erneut eine Verleumdungskampagne in Presse und Rundfunk gegen die Evangelischen Studentengemeinden. Im Mittelpunkt der Angriffe stand die Leipziger Gemeinde, welche damals großen Zulauf hatte und um die 600 Mitglieder zählte. Die Verfolgungswelle gipfelte in der Verhaftung unseres Studentenpfarrers Dr. Schmutzler und der vier sogenannten Vertrauensstudenten.

Der Klassenkampf gegen die »bürgerliche Ideologie« und ihre angeblichen Vertreter im Bereich der akademischen Forschung und Lehre wurde von SED und FDJ mit organisierter Härte geführt. Den großen Philosophen Ernst Bloch hatte man zwangsemobilisiert und mit Hausverbot belegt. Die Folge dieser Übergriffe der roten Staatsmacht war eine Fluchtwelle von Wissenschaftlern und Künstlern in den Westen. Vor allem gingen diejenigen Hochschullehrer, die noch Rang und Namen hatten. Man ersetzte sie durch meist jüngere systemtreue Marxisten und Schwachköpfe. »Wir können uns diesen Aderlaß leisten. Er ist heilsam für unser sozialistisches Bildungswesen«, kommentierte Ulbricht den katastrophalen Gang der Dinge.

Das Sommerpraktikum 1957 machte ich bei Direktor Henner Menz in der Dresdner Gemäldegalerie. Mit nie erlebtem Hochgefühl von Bewunderung schritt ich durch die neuen Säle des Semper'schen Museumsbaus. Vor den gerade erst aus der Sowjetunion zurückgekehrten Bildern verkündete ich andächtig lauschenden Gruppen meine kurz zuvor angelernten kunstgeschichtlichen Weisheiten.

Am Chorgesims der Leipziger Nikolaikirche kann man bei genauem Hinsehen eine menschliche Fratze mit herausgestreckter Zunge entdecken. Offenbar war sie Professor Ladendorf aufgefallen. Er schlug mir vor, mich in einer Semesterarbeit mit dem Phänomen dieser »Neidköpfe« zu beschäftigen. Ich aber hielt das Thema für unattraktiv und ärgerte mich über die Anspielung auf meinen Namen, wegen der Ladendorf es ja wohl gerade mir zugeschrieben hatte. Als ich mich aber ein wenig über die Sache informiert hatte, begann mich das bisher kunsthistorisch unbearbeitete Thema zu fesseln. Ich verlegte meinen Arbeitsplatz in die Deutsche Bücherei, und schon bei der Materialsammlung wurde mir die zungenbleckende Dämonenfratze mit den vorquellenden Augen immer interessanter. War das nicht das Abbild des Bösen, war es nicht mein Dämon, der mich immerzu quälte und verfolgte?

Sinn und Zweck der an Kirchenfassaden, Torbögen und Hauseingängen angebrachten Fratzen war es, böse Geister durch ihr eigenes Bild abzuschrecken. Was ich in drei Monaten zusammengetragen und in eine gewisse Form gebracht hatte, war eigentlich nur der Beginn einer notwendigen, zeitlich weitergreifenden Forschungsarbeit. Ich hatte mich beeilt, um den Abgabetermin einzuhalten. Doch als ich mein Opus Ladendorf überreichen

war wie alles im SED-Staat gleichgeschaltet und der Parteierrschaft unterworfen. Als Uta einmal in Pausengesprächen ihren Mitschülern von einer Evangelisation in der Annenkirche erzählte, die sie sehr beeindruckt hatte, wurde das durch einen Schülerspitzel sogleich an die Parteileitung gemeldet. Der Schuldirektor, ein gewisser Professor Richter, allgemein »Scharfrichter« genannt, bestellte daraufhin uns Eltern zu sich und erklärte uns, dass unsere Tochter mit ihrem Pausengespräch die Verfassung gebrochen habe, in welcher die Trennung von Schule und Kirche festgeschrieben sei. Wenn solcher »Verstoß gegen unsere Gesetze« noch einmal vorkäme, müsse er Uta von der Schule verweisen.

Schlimm erging es auch unserem Sohn Mathis. Sein Klassenlehrer namens Schaumkehl war wie der Direktor ein roter Dogmatiker mit sadistischen Zügen. Mathis' bester Freund Ingolf, der den Dienst mit der Waffe verweigert hatte, war hochbegabt, intelligent und dem Lehrer moralisch weit überlegen. Diesen Jungen trieb er mit Drohungen und entehrenden Reden vor der Klasse in den Tod. Er warf sich verzweifelt vor einen Zug.

Mathis verteilte in der Schule den in Herrnhut hergestellten Aufnäher »Schwerter zu Pflugscharen« und geriet damit ins Visier der Staatssicherheit, die ihn später vergeblich für Spitzeldienste zu gewinnen versuchte. Zur härtesten Lebensprüfung aber geriet ihm wohl der sogenannte »Ehrendienst in der Volksarmee«. Achtzehn Monate war er der ungeliebten Truppe im Standort Bad Salzungen ausgeliefert. Es war auch für uns eine schwere Zeit, denn wir litten mit ihm.

Malerei der Romantik auf Reisen

Carus-Ausstellung 1969

Begonnen hatte die fachliche Prävalenz und neue öffentliche Wahrnehmung des kulturgeschichtlichen Phänomens der Romantik mit einer Ausstellung des Europa-Rates unter dem Titel »The Romantic Movement« 1959 in der Londoner Tate Gallery. Damals war neben dem großen Briten William Turner auch der Deutsche Friedrich mit 14 seiner Gemälde in das Blickfeld des internationalen Interesses geraten. In der DDR hatte zuerst die Literaturgeschichte auf diesen Trend reagiert, bis Willi Geismeier 1965 mit seiner verdienstvollen Ausstellung »Deutsche Romantik« in der Berliner Nationalgalerie auch die bildende Kunst der hierzulande umstrittenen und von den Marxisten ideologisch diffamierten Epoche zum Thema gemacht hatte. Von da an überlegte ich, was ich meinerseits zur Rehabilitierung der bei uns als reaktionär verketzerten Geistes- und Kunstbewegung tun könne. Die Erkenntnis, dass Dresden eines ihrer Hauptzentren gewesen war, hatte sich bis dahin auch in der Fachwelt noch nicht allgemein befestigt.

Eine erste Gelegenheit, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die romantische Epoche zu lenken, bot sich mit dem 200. Todestag des Arztes, Gelehrten und malenden Friedrich-Schülers Carl Gustav Carus im Jahr 1969. Heinz-Egon Kleine-Natrop, der verdienstvolle Medizinhistoriker und



Mit Alt-Generaldirektor Seydewitz und Professor Kleine-Natrop nach der Eröffnung der Carus-Ausstellung im Albertinum am 20. Juni 1969

Leiter der Hautklinik der Medizinischen Akademie, die des großen Mannes Namen trug, bereitete eine Ehrung des vielseitig tätigen Mannes vor.

Ich sah unsere Verpflichtung in der Würdigung des Malers und Zeichners mit einer Ausstellung im Dresdner Albertinum. Sie umfasste 34 Gemälde und 45 Blätter seiner Hand. Den Grundstock bildeten die Hauptwerke der immerhin 22 Arbeiten umfassenden eigenen Gemäldekollektion der Galerie. Sie war analog zur zunehmenden Wertschätzung Friedrichs erst seit etwa 1915 gewachsen. Damals hatte der Dresdner Sammler Johann Friedrich Lahmann mit der Schenkung des wunderbaren Bildes »Frau auf dem Söller« den eigentlichen Anstoß und Anlass für weitere Erwerbungen und letztlich auch zur Beschäftigung der Kunstgeschichte mit dem Maler gegeben. Die Zusammenarbeit mit Professor Kleine-Natrop an der Medizinischen Akademie, diesem uneingeengten, überlegenen Geist, war mir erbaulich. Der Katalog »IN MORTIS CENTENARIUM« wurde mit einem Essay von ihm eingeleitet. Noch aber musste sich Bachmann im Katalogvorwort für die Ehrung eines Romantikers damit entschuldigen, dass es sich doch immerhin um einen »bürgerlichen Humanisten« handle, und dass die Ausstellung ja auch ein Beitrag »zur Vorbereitung des 20. Jahrestages der DDR« und zur »Formung allseitig gebildeter sozialistischer Persönlichkeiten« sei.

Friedrich in London

Mit dem Jahre 1972 begann ein denkwürdiges Friedrich-Jahrzehnt in der kunstgeschichtlichen Rezeption dieses großen Malers. Indessen war es keineswegs eine deutsche Stadt, sondern vielmehr die Weltmetropole London, die dem deutschen Romantiker ihre Referenz erwies. In jenem Jahr widmete die Tate Gallery Caspar David Friedrich die erste bedeutende Ausstellung. Ihrem Direktor Sir Norman Reid, besonders aber dem Kurator William Vaughan gebührt der Ruhm, Friedrich aus europäischer Sicht umfassend präsentiert zu haben.

Das war freilich nur möglich mit Leihgaben aus beiden deutschen Staaten. Außenpolitische Gründe sprachen wohl dafür, dass die Ostberliner Kulturfunktionäre dazu ihr Einverständnis gaben, und dass damit die DDR erstmalig in ein gesamtdeutsch-bilaterales Unternehmen einbezogen war, das pikanterweise auf britischem Boden stattfand.

William Vaughan, einen Experten für deutsche Kunst am Courtauld Institute der Londoner Universität, hatte ich schon im Frühjahr 1971 kennengelernt, als er zu Vorgesprächen nach Dresden gekommen war. Der gutmütige, rotbärtige Hüne, mit dem ich mich auf Anhieb verstand, weilte bei uns im Pillnitzer Schloss zum Kaffee und wurde von unseren Kindern bestaunt.

Im Ergebnis der Verhandlungen stellten uns die britischen Kollegen im Gegenzug für unsere Leihgaben eine William-Turner-Ausstellung in Aussicht, die vorher in der Westberliner Nationalgalerie gezeigt werden sollte. Vereinbart wurde außerdem meine Teilnahme an einem Londoner Symposium zur Friedrich-Forschung.

Im Gegenzug dafür sollte ein britischer Kollege namens John Gage bei uns in Dresden über Turner sprechen. Er kam im Juli und hielt seinen Vortrag auf Deutsch im vollbesetzten Gobelinsaal der Sempergalerie. Mir war die Moderation des Abends zugefallen. Dass John vor den feierlichen Raffael-Teppichen in verwaschenen Jeans und einem alten, grauen Pullover auftrat, störte mich weniger als die Tatsache, dass er auf beängstigende Weise stotterte. Ihm machte das offenbar nichts aus, und das dankbare Dresdner Publikum tolerierte es. Mir aber trieb es Schweißperlen auf die Stirn. John Gage lud mich zu einem Vortrag zu sich an die Universität Norwich ein.

Diesen beiden freundlichen Kollegen hatte ich eigentlich meine Englandreise zu verdanken, denn die Briten hatten – wie ich später erfuhr – ausdrücklich meinen Besuch gewünscht, obwohl natürlich jemand anderes auch gern nach London geflogen wäre. In Dresden konnte man diese Bitte wohl nicht gut abschlagen ohne das Gesicht zu verlieren. Und im Ostberliner Kulturministerium nutzte man inzwischen gern die internationale Akzeptanz von Wissenschaftlern zur Verbesserung des Ansehens ihres Arbeiter- und Bauernstaates in der westlichen Welt.

So kam es, dass ich am 2. Oktober 1972 erstmals meinen Fuß auf den Boden des Vereinigten Königreichs setzte. Genau gesagt, war es das Rollfeld des Londoner Flughafens Heathrow. In meinem Pass hatte ich ein Visum für einen zwölfjährigen Aufenthalt. Ich konnte es kaum fassen.

Das Symposium in der Tate Gallery fand gleich am zweiten Tag nach meiner Ankunft statt und wurde von Vaughan geleitet. Neben mehreren englischen Kollegen kam Helmut Börsch-Supan, der verdienstvolle Friedrich-Experte aus Westberlin, zu Wort. Meinen Vortrag, der eher ein Randthema betraf, hatte Freund Günther Klieme für mich in einwandfreies Englisch übersetzt.

Nach dieser Zusammenkunft der Fachkollegen hatte ich bis zu meinem zweiten Vortrag viel Zeit, die faszinierende Stadt zu entdecken. Jetzt erst kam ich richtig auf der Insel an. Die heute in Freiheit lebenden Ostdeutschen, die sich jederzeit nach Lust und Laune in ein Flugzeug nach London setzen können und dazu nicht einmal einen Pass brauchen, können sich kaum vorstellen, was es damals für mich bedeutete, endlich eine der größten und traditionsreichsten Metropolen Europas kennenzulernen.

Nach der langen Zeit zwangsverordneter Provinzialität im Honecker-Ländchen lief ich, umtost vom Londoner Verkehr, inmitten quirrender Menschenrudel, wie in einem Rausch der Freiheit durch die aufregende Hauptstadt des Empire. Gemeinsam mit jungen Leuten aller Hautfarben saß ich auf den Stufen des Nelson-Monuments am Trafalgar Square, be staunte am Picadilly Circus die flackernden Lichtreklamen und schlenderte mit leichtem Gruseln durch das Glamour- und Vergnügungsviertel von Soho. Alles war mir neu und interessant, und ich wollte es wissen. Und musste es schaffen, mich im Hexenkessel der Achtmillionenstadt zurechtzufinden. Um den Stress auszuhalten, den der Sprung aus dem reglementierten Ghetto des SED-Staates in die freie Wildbahn des kapitalistischen Alltags für mich bedeutete, war gute Kondition nötig. Täglich war ich von morgens bis in die Nacht auf den Beinen.

In meinem Tagebuch hatte ich alles gewissenhaft aufgelistet, was ich in Museen und Sammlungen, in Schlössern und Kirchen alles sah. Wusste ich doch nicht, ob ich jemals im Leben noch einmal würde hierherkommen dürfen. Jetzt, nach dreißig Jahren, kann ich mir die ciceronehaften Aufzählungen von Londons Sehenswürdigkeiten sparen. Es wäre für den heutigen Leser nicht mehr von Interesse.

Doch erinnere ich mich der emotionalen Überwältigung, mit der ich durch die Säle der National Gallery schritt. Hier traten sie mir hautnah gegenüber, die großen Meister der europäischen Malerei, die der gebildete Mensch mit sechzehn erleben und der Student der Kunstgeschichte mit zwanzig am Original studieren sollte. Und von diesem Kräftestrom der Weltkultur – so schien es damals – sollten wir für immer abgeschnitten bleiben.

In der Tate Gallery, die am Ufer der Themse gelegen ist, begeisterten mich besonders die Bilder von Constable und Turner, deren künstlerischer Nachlass hier bewahrt wird. So deutlich war es mir noch nicht bewusst geworden, dass sie hier auf der Insel das farbige Licht bereits Jahrzehnte früher als auf dem Kontinent entdeckt und gemalt hatten.

Raum an Raum mit ihnen hingen nun unter dem Titel »Caspar David Friedrich. Romantic Landscape Painting in Dresden« für acht Wochen unsere Gemälde des großen Malers und die seiner Freunde. Vaughan hatte die Bilder zu dieser glanzvollen Ausstellung aus ganz Deutschland zusammengeholt. Zum ersten Mal überhaupt durfte man sein künstlerisches Gesamtwerk in einer nie gesehenen Fülle und Geschlossenheit erleben. Erst hier an der Themse konnte ich mir ein gültiges Bild machen von unserem großen Dresdner Meister. Dieses Erlebnis war für mich eine Sternstunde.

Da das erhaltene Oeuvre Friedrichs ziemlich gleichmäßig auf die beiden deutschen Teilstaaten verteilt ist, schrieb ein Rezensent, in »Christ und Welt«, könne es nur die den »deutschen Querelen fernstehenden Engländer verwundern, daß die bisher größte Friedrich-Ausstellung nicht in Hamburg, Berlin oder Dresden« stattfindet. Die Resonanz in Großbritannien, aber auch auf dem Kontinent war groß und der Katalog nach wenigen Wochen vergriffen.

Helmut Börsch-Supan wohnte mit seiner Frau Eva im selben Hotel wie ich, und wir unternahmen einiges gemeinsam. Börsch war ein Mann von bescheidenem Äußeren mit hoher Stirn und flatterndem Haarbüsche. Er wirkte auf mich immer ein wenig zerstreut, war es aber überhaupt nicht. Ich bewunderte ihn um seiner profunden Fachkenntnis willen. Unsere Bekanntschaft hatte schon 1960 begonnen. Damals hatte er mir seine Dissertation über »Die Bildgestaltung bei Friedrich« übersandt, und daraus hatte sich ein jahrelanger Briefwechsel ergeben. Bei einem hohen Grad an grundsätzlicher Zustimmung gab es doch zwischen uns in manchen Auslegungsfragen Diskussionsstoff.

Es ist schwierig, aus der Fülle der Londoner Eindrücke wenige wesentliche herauszuheben. Der Atem tausendjähriger Geschichte dieses Inselvolkes und seiner Herrscher wehte mich an im Tower, wo sie ihre Staatsgefangenen anketten und köpfen ließen, in Westminster Abbey, wo sie ihre Könige krönten und beisetzen und ihre großen Geister mit riesigen Epitaphien

ehrten, in Saint Pauls Cathedral, aufgetürmt einst über den Ruinen ihrer abgebrannten Hauptstadt, die mit ihrer mächtigen Kuppel dem römischen Petersdom Konkurrenz macht.

Zusammen mit den Börsch-Supans fuhr ich hinaus nach Hampton Court, wo der mächtige Kardinal und Lordkanzler Thomas Wolsey sein weiträumiges Backsteinschloss hatte errichten lassen. Er war reicher als der König und sagte ihm obendrein unangenehme Wahrheiten. Deshalb musste er als sein Gefangener sterben. Von Hampton Court fuhr ich allein weiter nach Twickenham und lief zu Fuß bis nach Strawberry Hill. Mich interessierte der Inkunabel-Bau der europäischen Neogotik, weil ein Sir Horace Walpole hier schon 1750 dem gotischen Stil seine Referenz erwiesen hatte.

Zusammen mit deutschen Freunden durfte ich in einem alten VW-Käfer zum königlichen Sommerschloss Windsor fahren. Es liegt fünfzig Kilometer westlich von London über der gemächlich zwischen grünen Ufern hinfließenden Themse. Seine hohen Mauern standen weiß gegen den blauen Himmel. Im Touristenpulk ließen wir uns durch die State Appartments, Prunksäle und Kapellen treiben. Aus den Fenstern sah man in einiger Entfernung die roten Backsteingebäude des Eton College liegen, jener traditionsreichen Public School, auf der bis heute Englands Eliten erzogen werden.

Am Tag danach hatte ich eine Gastvorlesung vor Studenten des berühmten Courtauld Institutes für Kunstgeschichte an der Londoner Universität zu halten. Sein Direktor Alan Bowness, später Chef der Tate Gallery, verstand viel von moderner Kunst. Er lud mich zum Essen ins Künstlerlokal »Bertorelli« ein, führte mich durch sein Institut und zeigte mir die stattliche Bibliothek, das Bildarchiv und zum Schluss die reiche Gemäldecollection mit alten Meistern und modernen Franzosen.

In der Nähe der englischen Ostküste liegt das Städtchen Norwich. Es ist berühmt für seine prachtvolle normannische Kathedrale und seinen scharfen Senf. Die Fahrt mit der Eisenbahn durch die flachen Gegenden Südenglands war lang. Am Bahnhof erwartete mich John Gage. Mit seinem klapprigen, schrottreifen alten Ford brachte er mich zum Campus der nagelneuen, hochmodernen East Anglia University. Ordinarius für Kunstgeschichte war der deutsche Emigrant Peter Lasko.

Am Abend zeigte sich der große Hörsaal überfüllt, und ich merkte gleich, dass mein Vortrag über die Dresdner Romantik auf großes Interesse stieß. Die Studenten zeigten sich hoch motiviert und hatten viele Fragen. Für mich war die Verständigung schwierig. Mein Englisch hatte ich vor sechzig Jahren in der Schule gelernt und seitdem nie wieder gebrauchen können. John moderierte ohne zu stottern. Ich spürte, dass die jungen Leute ihn mochten.

Von meiner denkwürdigen Englandreise blieb mir die freundschaftliche Aufmerksamkeit der englischen Kollegen nachhaltig in Erinnerung. Ständig war ich ihr Gast in Restaurants, Hotels oder auch in ihren Häusern. Niemand zeigte Vorbehalte wegen meiner Herkunft aus dem kommunistischen Osten. Am letzten Tag noch führte mich Will Vaughan zu Sotheby's und Christie's, wo ich zum ersten Mal eine Kunstauktion erlebte. Am Abend, es war mein letzter, hatte er Karten für das Palace Theater besorgt. Man gab

Budapester Episode

Einer kleinen Ungarnreise ist noch zu gedenken, die mir im heißen Juni 1988 zufiel, weil bei uns dafür vermutlich gerade kein leitender Genosse zur Verfügung stand. Ich hatte mit der Leitung der Nationalgalerie über die Entsendung einer Ausstellung zu verhandeln. »Tage der DDR-Kultur in Ungarn« würden im Frühjahr 1989 stattfinden, und unsere Galerie sollte Bilder der Dresdner Malerei des 20. Jahrhunderts an die Donau schicken. Noch ahnte niemand, dass schon ein Jahr später die Regierung des »Bruderlandes« für tausende ostdeutscher Ungarnurlauber die Grenzzäune nach Österreich öffnen würde. Mein Verhandlungspartner, ein sehr eleganter Herr Czorba, Vizedirektor der Nationalgalerie, versuchte jedenfalls, sein geringes Interesse an der angebotenen Ausstellung aus der ungeliebten DDR hinter höflichem Charme zu verbergen. Hier dachten sie offenbar längst schon prwestlich-europäisch. Im neuerrichteten Königlichen Barocksenschloss, das beim Ungarnaufstand 1956 russische Panzer zerschossen hatten, signalisierte eine exzellente Dauerausstellung der internationalen Moderne aus der Aachener Sammlung Ludwig ganz neue Horizonte kultureller Zusammenarbeit.

Ein Spaziergang führte mich am Abend über unendliche Treppen hinauf zum Burgbezirk. Lange noch blieb es hell an diesem längsten Tag des Jahres. Weit ging der Blick von der Fischerbastei über die in Dämmerung sinkende Stadt mit den nach und nach aufblitzenden Lichterketten ihrer Donaubrücken. Über dem neuen Hilton-Hotel stand eine schmale Mondsichel.

Natürlich besah ich mir anderntags das berühmte Museum der Bildenden Künste. Kernstück der Gemäldegalerie ist die Sammlung Esterházy mit wunderbaren Werken vor allem der großen Spanier wie Velázquez, El Greco und Goya und moderner Franzosen. Am Nachmittag wurde mir die sommerliche Hitze zu groß. Da fuhr ich mit der Tram hinaus zum berühmten Gellértbad, von dem ich schon viel gehört hatte. Ich weiß nicht, ob es einen Baedeker für Budapest gibt. Dort müssten diesem wunderbaren Lustort zu Füßen des Gellért-Berges drei Sterne vorangestellt sein. Es ist, als tauche man aus des Tages Lärm und Hitze in eine andere Welt ein. Man begibt sich in eine Zone beschaulicher Stille, benebelt von feuchten Dämpfen und angenehmen Gerüchen. In dieser exotischen Umgebung aus rotem Marmor, vergoldeten Säulen und türkisfarbenen Kacheln fühlte ich mich sogleich wohlig entspannt und segnete die von den Osmanen hinterlassene Bäderkultur.

Als ich zurückflog, blieben mir zwei der stärksten Gemälde vor allem in Erinnerung, die über die Jahrhunderte hinweg auf seltsame Weise miteinander korrespondieren: Pieter Bruegels des Älteren »Predigt Johannes des Täufers« von 1566 und Adolph Menzels »Predigt im Freien« von 1868, ein Jahr nach unserem »Tuileriengarten«. Da war es noch undenkbar, dass wir 17 Jahre später unseren schönsten Menzel durch Dummheit und feige political correctness verlieren würden.

Wohnungsprobleme

Ausgerechnet bei der Eröffnungsfeier der DDR-Kulturtage in Florenz und unserer Gemäldeausstellung im festlichen Palazzo Medici-Riccardi hatte Bachmann mir zugeflüstert, dass es einen Beschluss gäbe, wonach in Kürze alle Mieter des Pillnitzer Schlosses ausziehen müssten. Das beunruhigte mich in höchstem Maße. Die Absicht zur »Freilelung« bestand seitens der Kunstsammlungen schon seit Jahren, konnte aber mangels alternativem Wohnraum bisher nie realisiert werden. Ab 1985 aber wurde mit dem Aussiedeln der Schlossbewohner Ernst gemacht, und der Verwaltungsdirektor begann mich zu bedrängen. Schon waren die ersten Familien in Gorbitzer und Prohliser Hochhäuser umquartiert worden. Das Ende unserer Pillnitzer Idylle war wohl jetzt unausweichlich. Das Problem vergällte uns fast ein Jahrzehnt unseres Lebens.

Immerhin fragte man uns nach unseren Vorstellungen und Wünschen und forderte uns auf, passenden Wohnraum selbst zu suchen und zu melden, unter DDR-Verhältnissen eine fast unlösbare Aufgabe. Um keinen Preis wollten wir nach Prohlis ziehen, sondern vielmehr am Elbhang bleiben, wo wir uns heimisch fühlten. Wurde doch in jenen Jahren zwischen Pillnitz und Loschwitz durch zunehmende Übersiedlung von DDR-Bürgern in die Bundesrepublik manche Wohnung, manches schöne Einfamilienhaus frei. Man sah es den Häusern an, wenn sie leer standen.

Anträge für Wohnungszuweisung waren an das Städtische Wohnungsamt oder an die KWV – die Kommunale Wohnungsverwaltung – zu richten.

Es müssen etwa um 15 Objekte gewesen sein, die wir im Lauf der Jahre den Behörden und der Direktion der Kunstsammlungen als unbewohnt und für uns interessant nachwiesen. Stets wurden unsere Anträge mit der Bemerkung abgelehnt, dass über eben diesen Wohnraum bereits »anders« oder »von anderer Stelle« verfügt worden sei. Natürlich! Wir kannten die »andere Stelle«.

Einmal hatten wir ein akzeptables Angebot des Wohnungsamtes, eine Erdgeschosswohnung in einem Bühlauer Zweifamilienhaus schließlich angenommen. Die neue Einbauküche war bereits angeliefert, als uns das anmaßende, schikanöse Auftreten des künftigen Mitmieters erschreckte. Der bullige, auftrumpfende Typ hatte uns von Anfang an nicht behagt. Gerade noch rechtzeitig erfuhren wir, dass es sich um einen wegen brutaler Menschenbehandlung und Sturheit berüchtigten SED-Genossen handelte, den man nach langem Armeedienst zum Schuldirektor gemacht hatte.

Da gab ich meine Wohnungszuweisung dankend zurück, holte meine Küche wieder ab, und wir hatten schlaflose Nächte. Diesen Rückzieher in letzter Minute dem Generaldirektor zu erklären, war nicht leicht.

Einige Jahre lang schien es dann, als habe man den Plan zur Evakuierung des Schlosses auf Eis gelegt. Wir atmeten schon auf, als er plötzlich durch einen Vorfall wieder aktuell wurde: Eine Mieterin im Neuen Schloss hatte mit ihrem Kohleofen einen Schwelbrand verursacht. Zur gleichen Zeit erschreckte die Nachricht von einem Großfeuer im Schloss zu Altenburg.

Jetzt hatten die Betreiber der Freilenkung den staatlichen Brandschutz auf ihrer Seite, und der setzte einen festen Termin. Natürlich waren sie ganz im Recht, denn alle Wohnungen im Schloss hatten Kohleheizung und waren damit für das alte Bauwerk mit seinem hölzernen Dachstuhl ständige Gefahrenherde.

So begannen wir wieder mit der Wohnungssuche, denn was uns die kommunale Wohnraumlenkung anbot, war unakzeptabel.

Das Carus-Jahr 1989

Eine Ausstellung zum 200. Geburtstag des sächsischen Universalgenies Carl Gustav Carus musste ich in kürzester Zeit auf die Beine stellen, weil mich Dieter Gleisberg, der Direktor des Leipziger Museums der bildenden Künste im Stich gelassen hatte. Schon 1986, als ich mit ihrer Vorbereitung beginnen wollte, hatte er mich dringend gebeten, diesmal ihm und Carus' Heimatstadt Leipzig die Ehre der umfassenden Retrospektive zu überlassen. Ich hatte das verstanden und es akzeptiert unter der Bedingung, dass wir seine Leipziger Ausstellung anschließend nach Dresden würden übernehmen können. Später hatte Gleisberg offenbar seine Pläne geändert und Carus abgesetzt, ohne mich davon zu informieren. Jetzt aber, Ende 1988, war es längst zu spät für die Vorbereitung einer großen Werküberschau, wie sie mir vorschwebte. Eine vertane Chance! Ich war wütend und musste nun versuchen, in der verbleibenden Zeit noch eine Ehrung des Künstlers zu organisieren. Man durfte ja wohl ein solches Jubiläum des bedeutenden Mannes in Dresden nicht ohne Würdigung in unserem Haus vorübergehen lassen.

Die Schau sollte keine Wiederholung der Carus-Ausstellung von 1969 werden, sondern des großen Mannes vielfältige Aktivitäten spiegeln. So kam neben dem Künstler jetzt auch der Arzt und Naturforscher zur Darstellung, und außer 87 Gemälden und Zeichnungen waren im Klingsaal des Albertinums informative Schautafeln, Manuskripte, Erstausgaben seiner Bücher und Teile seiner Schädelssammlung in Gipsabformungen zu betrachten.

Pressestimmen hoben hervor, dass hier erstmalig dem Dresdner Publikum »der ganze Carus« präsentiert werde. Insofern sei die Ausstellung »im besonderen Maße aufschlußreich und vielschichtig« (Ingrid Wenzkat in der Tageszeitung »Union«).

Ohne das kollegiale Zusammenwirken mit dem Medizinhistoriker Günter Heidel von der Medizinischen Akademie Carl Gustav Carus, den Kollegen des Museums für Völkerkunde, der Sächsischen Landesbibliothek, der Skulpturensammlung und des Kupferstich-Kabinetts hätte die Unternehmung in der Kürze der Zeit nicht gelingen können.

In meiner Eröffnungsrede am 12. Februar 1989 wies ich auf des Jubilars ganzheitliches Denken und seinen ontologischen Lebensentwurf hin, der darauf hinauslief, ein selbstbestimmtes »Lebenskunstwerk« im Goethe'schen Sinne zu gestalten.

Die Ausstellung hätte einen gewichtigen Katalog verdient. Doch war die wirtschaftliche Schwäche und paralytische Erstarrung des Regimes

neun Monate vor seinem Untergang schon so weit fortgeschritten, dass daran überhaupt nicht mehr zu denken war. Jedoch wurde die Schau im Albertinum von Sonderpublikationen der »Dresdener Kunstblätter« und der »Dresdner Hefte« begleitet, in der sieben Autoren sich vor allem zur Bedeutung von Carus als Arzt, Geburtshelfer, Naturforscher, Naturphilosoph und als Präsident der Akademie der Naturforscher »Leopoldina« äußerten.

Dass das Geburtstagsjubiläum des großen Wahldresdnern – er war im Revolutionsjahr 1789 in Leipzig zur Welt gekommen – wiederum mit einer Revolution zu Ende gehen würde, ahnte zu diesem Zeitpunkt noch niemand.

Paralyse der maroden DDR

Es gibt Lebensphasen, die sich im Rückblick mit ihrem täglichen Einerlei ereignislos hinziehen und dann wieder solche, in denen sich die Dinge überstürzen. Seit Mitte der achtziger Jahre hatten die Spannungen in der politisch lernunfähigen DDR ständig zugenommen, während sich in Moskau seit dem Erscheinen Michail Gorbatschows an der Spitze der KPdSU aufregende Veränderungen abzeichneten. Dessen revolutionierender Ausspruch auf einem Plenum seines Zentralkomitees im Januar 1987, »Wir brauchen die Demokratie wie die Luft zum Atmen«, hatte ich zusammen mit einem Porträtfoto des Mannes an die Glasscheibe meines Bücherschrances an meinem Arbeitsplatz im Albertinum angeheftet, und die Ge nossen, mit denen ich gelegentlich zu tun hatte, ärgerten sich darüber.

Plötzlich schien die immer und immer wiederholte Staatsparole »Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen« nicht mehr zu gelten. Vielmehr meinte Kurt Hager, die graue Eminenz der DDR-Kulturpolitik, »Perestroika« und »Glasnost« in der Sowjetunion seien nur Zeichen eines »Tapetenwechsels« im Nachbarhaus, den wir ja in der DDR nicht nachmachen müssten. Der Mann hatte die Zeichen der Zeit nicht verstanden, hatte nicht begriffen, dass es hier nicht um äußerliche Kosmetik, sondern um das Legen neuer Fundamente für den Bau eines besseren Hauses ging. Wirkte doch längst »dieses vormundschaftliche System wie eine riesige Apathiemaschine bis in die Verästelungen der Gesellschaft hinein« (Rolf Henrich). Ich aber hatte die verwogene Hoffnung, dass sich im Land bald etwas ändern werde.

Am 7. Mai 1989 gab es eine letzte Kommunalwahl nach dem verlogenen Diktaturprinzip. Doch wir ließen uns den Betrug einfach nicht mehr gefallen, benutzten die immerhin aufgebauten Kabinen (was schon als höchst verdächtig galt) und stimmten gegen die von der Partei aufgestellte Einheitsliste. Das Ergebnis wäre erstmals ein deutliches Votum gegen die rote Diktatur gewesen, wurde aber wie üblich von der SED zu ihren Gunsten gefälscht. Die Wut und Empörung darüber waren groß, das Grollen nahm zu.

Der Sommer war aufregend. Mit der Grenzöffnung Ungarns nach dem freien Westen begann das letzte Kapitel der DDR-Geschichte, wenn gleich wir das damals nicht im Entferntesten für möglich hielten. So war es durchaus nicht ungefährlich, als ich Ende August einen subversiven Aufruf

einer Initiativgruppe zur Gründung einer Sozialdemokratischen Partei in der DDR kopierte und an einige Leute weitergab. Darin wurden offen die »Strukturen organisierter Verantwortungslosigkeit« kritisiert, welche »die moralischen Grundlagen in Gesellschaft und Staat zerstörten«. Und dann folgten fünf Seiten lang Forderungen nach demokratischen Reformen.

Sicher war es ein Fehler, dass ich ein Exemplar dieses Papiers, verfasst angeblich von »feindlich oppositionellen Kräften« (Wortlaut des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR) meinem Kollegen Direktor zu lesen gab, dem ich vertraute. Ich wollte ihn motivieren, innerhalb seiner Partei einen Reformflügel zu gründen. Ihm traute ich das zu. Aber ich wurde enttäuscht, denn er hatte nichts Besseres zu tun, als damit zum Staatssicherheitschef der Staatlichen Kunstsammlungen zu gehen und das Papier dort abzuliefern. Heute weiß ich, dass er wie die Mehrzahl der damaligen Direktoren schon seit langem guten Gewissens auch für die Staatssicherheit arbeitete. Davon hatte ich damals keine Ahnung.

Sogleich wurde ich vor den amtierenden Generaldirektor und den Staatssicherheitschef zitiert, die mir mein subversives Tun klarzumachen versuchten. Ich wurde vergattert, das Pamphlet nicht weiter zu verbreiten und verließ den Raum mit unguten Gefühlen, disziplinarische Folgen erwartend.

Immer lauter erhoben jetzt kirchliche Gruppen, die für Frieden, Menschenrechte und Bewahrung der Schöpfung eintraten, ihre Stimmen und forderten eine grundlegende Erneuerung des sozialistischen Staates. Auch die nichtkirchliche Opposition trat als »Neues Forum« und »Demokratie jetzt« auf den Plan und wurde sogleich als »illegal und staatsfeindlich« verteufelt. Inzwischen verließen Tausende über die ungarische Grenze oder über die BRD-Botschaften in Budapest, Warschau und Prag das Land in Richtung Westen. Es war eine spannende Zeit voller Hoffnung und zugleich Wut und Niedergeschlagenheit angesichts der Ignoranz und Tatenlosigkeit der senilen Betonköpfe in Ostberlin.

Heißer Herbst

Den Geschehnissen der Herbst- und Wintermonate 1989/90 eignet eine für mich bemerkenswerte Korrespondenz von biografischen und geschichtlichen Zäsuren. Im Januar 1990 wollte ich mit dem 65. Geburtstag mein Berufsleben beenden. Wenige Monate vorher jährte sich zum dreißigsten Mal mein Eintritt in die Staatlichen Kunstsammlungen. Aus diesem Anlass bereiteten mir Freunde und Kollegen am 2. Oktober im Caspar-David-Friedrich-Raum des Kügelgenhauses ein Ehrenkolloquium, was für hiesige Verhältnisse ein durchaus ungewöhnliches Ereignis war. Die Luft war spannungsgeladen. Alle waren bewegt von den aktuellen Ereignissen in der Prager Botschaft.

Wenn ich die Themenliste der 18 Referate überlese, bedaure ich noch heute, dass die Beiträge nicht in einer Festschrift zusammengefasst werden konnten. Daran war in jenen Tagen allerdings überhaupt nicht zu denken

und zwar nicht allein wegen des Mangels an Papier und Druckkapazität, sondern vor allem aus politischen Gründen. Besaß ich doch nicht den Status eines Kaders, dem eine solche, von der Partei zu genehmigende Ehrung zugestanden hätte.

Zwei Tage danach begann in Dresden mit der nächtlichen Erstürmung eines aus Prag kommenden Reisezuges voll sogenannter Botschaftsflüchtlinge durch hiesige Ausreisewillige die »Schlacht auf dem Hauptbahnhof«. Am 5. Oktober wollte ich mit Vera zu Geburtstagsbesuchen meines Bruders und ihres Vetters in die Bundesrepublik fahren, was in der späten DDR möglich geworden war. Als wir morgens den Interzonenzug nach Hannover besteigen wollten, erblickten wir vor dem Hauptbahnhof die Spuren der nächtlichen Kämpfe zwischen renitenten DDR-Bürgern und Volkspolizisten: aufgerissenes Pflaster, zerschlagene Türscheiben, ein umgestürztes, ausgebranntes Polizeifahrzeug. Erst in den frühen Morgenstunden hatten Einsatzkräfte der Volkspolizei mit Tränengas die wütende Menge aufgelöst. Die Revolution hatte begonnen.

Wir waren aufgereggt, als sich unser Zug westwärts in Bewegung setzte. Ahnten wir doch, dass wir wichtige Dinge vor Ort verpassen würden. So ergab es sich, dass wir die sich überstürzenden Ereignisse in Dresden, Leipzig und Ostberlin nur aus Westsicht im Fernsehen verfolgen konnten. Als wir Mitte Oktober zurückkamen, hatte es in den genannten Städten mehrere spontane Massendemonstrationen gegeben. Doch am 8. Oktober war es nach einem gewaltlosen Massenprotest in Dresden zu Gesprächen zwischen Vertretern der Staatsmacht, der Kirchen und der Demonstranten gekommen. Das brachte die Wende. Noch in der Nacht hatten Kuriere die Nachricht von der Verhandlungsbereitschaft der Machthaber zusammen mit der von der Evangelischen Kirche ausgegebenen Losung »Keine Gewalt!« nach Leipzig gebracht, wo dann auch der entscheidende Protestzug der Hunderttausend am Tag danach ohne Knüppelei und Blutvergießen verlief. Wir erlebten das Wunder der Friedlichen Revolution.

Nach dem Rücktritt Honeckers am 18. Oktober und dessen Ersetzung durch Egon Krenz gingen die öffentlichen Proteste weiter. Die Opposition, die sich inzwischen formiert und organisiert hatte, trat immer selbstbewusster auf und forderte den Dialog mit den Herrschenden auf allen Ebenen mit dem Ziel, in unserem Land einen reformierten, demokratischen »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« zu errichten.

Mir erschien angesichts der sich jetzt eröffnenden Möglichkeiten öffentlicher Einflussnahme ein Weglaufen in die Bundesrepublik als egoistisches, gegenüber den Zurückbleibenden verantwortungsloses Handeln. Besonders verwerflich fand ich es – wie auch schon im letzten Jahrzehnt der DDR –, wenn Ärzte und Pfarrer ohne in Bedrägnis zu sein, ihre Patienten und Gemeinden verließen, anstatt jetzt die Verhältnisse zum Wohl aller mitzugesten.

In Dresden hatten Superintendent Christof Ziemer, Landesbischof Johannes Hempel und von Seiten der Staatsmacht Oberbürgermeister Wolfgang Berghofer durch ein Aufeinanderzugehen erreicht, dass die polizeiliche Gewaltherrschaft beendet und ein Dialog eröffnet werden konnte.

Das Leben des 1925 in Leipzig geborenen Kunsthistorikers Hans Joachim Neidhardt umspannt inzwischen nahezu ein Jahrhundert. Aufgewachsen in den Jahren der Weimarer Republik, erlitt er als blutjunger Wehrmachts-soldat eine schwere Verletzung, die ihn wehruntauglich machte und ihm letztlich das Leben rettete.

Eine Tuberkuloseerkrankung verlangte ihm weitere zehn Jahre ab, bevor er das Studium der Kunstgeschichte abschließen konnte. Seit 1959 Kustos der Dresdener Gemäldegalerie Neue Meister, gelang es ihm trotz politischer Schwierigkeiten, Grundlagenforschung und wegweisende Ausstellungen zur Deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts im In- und Ausland zu realisieren. Der DDR gegenüber kritisch eingestellt, war er nach der deutschen Wiedervereinigung eine maßgebliche Persönlichkeit mehrerer die Stadt prägender Dresdner Bürgerinitiativen.



SANDSTEIN